



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von Birkenried.

26) Roman von Carl Ed. Klopfer.

Hermann athmete auf. „Die einfache Einladung zu der Konferenz,“ sagte er ſich in Gedanken; „Du brauchſt Dich alſo nicht zu beunruhigen; und ſelbſt wenn ſie in ihrem ruheloſen Drange ihr Anliegen gleich angebeutelt hätte — dann muß es eben als Gefaßel einer Verrückten gelten. Waſta!“

Man rebete noch eine Weile hin und her, dann erhob ſich Hermann. „Ich gehe jetzt ein bißchen aus,“ ſagte er, rechte ſich und heuchelte ein verdroſſenes Gähnen. „Es iſt doch recht langweilig hier, und ich bin heut' ſchon den ſechſten Tag da und habe mich noch gar nicht im Städtchen umgesehen. — Zu Mittag bin ich wieder daheim!“

„Schön,“ brummte der Alte. „Seine Herrlichkeit kann ſich eine ſolche Tageseintheilung freilich geſtatten.“

Hermann klopfte ihm lachend auf die Schulter. „Wer weiß, vielleicht bietet mir dieſer Gang Gelegenheit, mich nach einer erſprißlichen Beſchäftigung umzuſehen. Ich werde alte Bekannte aufſuchen, mich wieder in Erinnerung bringen und hier und dort anklopfen, ob man nicht etwa einen Sprachlehrer braucht. Das würde mir zugehen, denn das Bummelleben habe ich jedenfalls ſatt.“

Der Vater machte eine Geberde, die genugsam ſeinen Zweifel in dieſe ſchönen Vorſätze ausdrückte, und Hermann wendete ſich ſeinem Stübchen zu, um ſich Hut und Stock zu holen. Er hatte jedoch kaum die Schwelle überſchritten, da hörte man draußen in der Einfahrt einen haſtigen Schritt, der die Stufen zur Eingangsthür der Verwalterswohnung heraufeilte, dann wurde dieſe aufgeſtoßen und Hanna, die Joſe des Fräuleins v. Mertensfeld, ſtürzte herein, mit geiſterbleichen Geſicht und geringenen Händen: „Jeſus Maria! — Kommen Sie nur — ſehen Sie, helfen Sie — ich weiß nicht, was anfangen . . . Ein fürchterliches Unglück . . .!“

Das Ehepaar ſprang auf. Hermann blieb ſtehen, mit dem Rücken gegen die Perſonen im Vorſaal, er biß die Zähne zuſammen und griff ſich an die Kehle. Daß es ſo ſchnell kommen würde, das hatte er nicht erwartet.

„Was iſt denn — was iſt denn?“ ſchrien die zwei Alten gleichzeitig.

„Das gnädige Fräulein — o Du mein Heiland! — ich glaub', ſie iſt todt!“

Frau Bloch kreißte laut auf, ihr Mann ſtarrte die Unheilverkünderin ſtumm an, und Hermann fand, daß er nicht länger zögern dürfe, an dem allgemeinen Entſetzen theilzunehmen. Es klang aber mehr Jörn als Schrecken aus den Worten, mit denen er jetzt heraustrat.

„Unſinn! Wer ſpricht von Tod?“

Er hatte überhaupt eine andere Nachricht erwartet.

Hanna berichtete in abgeriſſenen Worten noch ſo viel, es ſei ihr aufgefallen, daß das Fräulein heute nicht den gewohnten Morgenſpagiergang unternommen habe — ſie habe darum oben

nachgesehen, das Schlafzimmer offen, Eglantinen Bett aber leer gefunden. Troßdem behauptete man im Hauſe, das Fräulein noch nicht geſehen zu haben; da war Hanna der Einfall gekommen, in der Bibliothek Nachſchau zu halten, da Eglantine ſich manchmal am Morgen dorthin begeben habe. Und da hatte ſie die Geſuchte auch wirklich getroffen — „langhingeſchlagen“ auf dem Boden, „ſteif und kalt wie eine Wachspuppe.“

„Um des Himmels willen!“ ſchloß die Rathloſe, „was machen wir denn da? Was ſoll geſchehen? Ihre Erlaucht zu verſtändigen, wage ich nicht.“

„Dazu iſt auch noch Zeit,“ fiel der alte Bloch ein. „Hoffentlich ſteht's doch nicht ſo arg mit dem Fräulein.“

„Vor Allem muß man den Arzt holen“, meinte die junge Frau, die der Schreck halb gelähmt hatte.

„Ich ſelbſt will ihn holen!“ rief Hermann und wollte ſchon zur Thür, aber der Vater hielt ihn auf.

„Nein, Du kommſt mit uns hinauf; Du biſt doch ſelber ein halber Mediziner, Du kannteſt uns vorläufig am meiſten nützen; in die Stadt zu laufen iſt auch der Anton oder ſonſt Einer mit ſinken Weinen im Stande. Kommt nur, kommt!“

Er zog den Sohn mit ſich hinaus. Die Mutter, die nicht ſo raſch folgen konnte, übernahm es indeſſen, die Hausleute zu alarmiren und einen Knecht nach dem Arzte zu ſchicken.

Die beiden Männer und Hanna flogen die Treppe hinauf, über den Korridor, durch die beiden nächſten Zimmer der Gräfin nach der Bibliothek.

Das Mädchen hatte den Zuſtand Eglantinen nicht übertrieben. Sie lag auf dem Teppich in der Nähe der Stühle an dem großen Leſetiſche, völlig ſtarr, den Kopf krampfhaft nach hinten gezogen, und blaß wie eine Leiche.

„Die Katalapſie,“ ſagte Hermann, ehe er ſie noch recht angeſehen hatte; er wußte ja längſt, daß man Eglantine ſo finden mußte, und ärgerte ſich über das unnöthige Entſetzen ſeiner Begleiter. „Das iſt Starrſucht, wie ſie bei Hyſteriſchen mitunter eintritt. Das Fräulein iſt weder todt, noch in beſonderer Gefahr, laßt alſo das Geſetz und greift lieber zu, ſie zu Bette zu bringen!“

Der alte Bloch kniete neben der Regungsloſen nieder. Sie war in voller Toilette, nur ohne Schuhe, und das Haar war aufgelöſt.

„Kein Herzſchlag!“ murmelte er.

Hermann ſchob ihn geduldig weg. „Herz und Puls ſind da, nur ſehr ſchwach, man bringe ſie zu Bett, ſag' ich!“

Eben kamen auch die übrigen Dienſtleute herbei. Hanna und noch zwei andere Mägde hoben Eglantine auf und trugen ſie hinaus. Im Empfangſalon, der an die Bibliothek ſtieß, deutete Frau Bloch auf die Tapenthiür an der Hinterwand, die nach dem Schlafkabinet der Gräfin führte.

„Nur ruhig,“ mahnte ſie, „daß die Erlaucht nicht erwacht, ſie würde ſich graufam entſetzen.“

„Ohnehin ſeltſam genug, daß ſie der Skandal noch nicht aufgedeckt hat,“ brummte ihr Mann.

Hermann folgte schweigend. Auch er sandte einen raschen Blick nach der Thür der Gräfin — einen Blick des Jornes.

Während die Weiber das Fräulein von Merkenfeld drüben in ihrem Schlafzimmer entkleideten und auf das gewählte Lager betteten, ging er in dem langen Korridor auf und nieder. Er hielt es nicht einmal mehr der Mühe werth, nach der Kranken zu sehen. Er wußte, sie würde nach einigen Stunden erwachen — wie aus einem normalen Schlafe.

So wandelte er auch noch auf und ab, als der Arzt aus dem Städtchen erschien; Anton hatte zwei Pferde fast zu Schanden gefahren, ihn herbeizuholen.

„Hysterische Katalapsie,“ sagte Hermann, den Arzt begrüßend, indem er ihm nach den Gemächern der Patientin folgte.

Im Vorzimmer blieb er bei den Männern zurück, seine zunehmende Nervosität hinter der Maske finsterner Gleichgültigkeit verbergend. Es dauerte nicht lange, da trat auch der Arzt wieder heraus, ein dickes, altes Männchen, sonst überaus phlegmatisch, aber diesmal — einem in seiner schlichten Landpraxis noch nicht dagewesenen Falle gegenüber — sehr betreten.

„Die Dame scheint doch an einer recht bedenklichen Nervenerstörung zu laboriren,“ flüsterte er Hermann zu. „Wenn dieser kataleptische Anfall auch an sich ohne besondere Bedeutung ist, wie ich wohl glaube, so ist es doch gerathen, einen Spezialisten heranzuziehen. Ich halte dies für meine Pflicht.“

Hermann wagte nicht zu protestiren. Wie hätte er erklären sollen, daß er hier besser unterrichtet sei?

„Jetzt müssen wir aber doch die Erlaucht verständigen,“ meinte sein Vater, „um diese Zeit pflegt sie ja ohnehin aufzusehen.“

Der Doktor nickte und der Verwalter ging mit Hanna und der Jose der Gräfin hinaus. Hermann sah ihnen wortlos nach. Er hörte anscheinend mit großer Aufmerksamkeit dem Arzte zu, der ihm einen Vortrag über die Erscheinungen der Hysterie hielt, vernahm aber in Wirklichkeit nichts von diesen Ausführungen. Als der Doktor noch einmal seine Pflicht betonte, einen Spezialisten aus Breslau zu berufen, nickte er rein mechanisch. Er lauschte nach der Korridorthür hin. Herrgott! Sollte es denn eine Ewigkeit währen, bis der Vater zurückkam, um zu berichten, daß . . .

Ah! da! Endlich!

Der Alte trat ein — genau mit der Miene, genau mit den Worten, wie sie sein Sohn schon vorausgesehen hatte.

„Was das nur ist? Die Gräfin öffnet nicht und antwortet nicht auf unser Pochen.“

„Herr des Himmels!“ jammerte Hanna. „Wenn das nur am Ende nicht ein neues Unglück bedeutet!“

Alle sahen sich entsetzt an.

„Lächerlich!“ sagte Hermann, dem es schien, als richteten sich sämtliche Blicke auf ihn. Seine Stimme hatte einen seltsamen metallischen Ton, der ihn selbst am unangenehmsten berührte. „Sieht man heute überall Gespenster? Vielleicht ist sie längst auf — und hinaus.“

„Nein!“ schrie der Verwalter beinahe. „Wir nahmen auch schon den anderen Weg durch's grüne Zimmer, das Sterbezimmer des alten Grafen, und haben auch dort die Thür zum Schlafkabinett ihrer Erlaucht gesperrt gefunden.“

„Sonderbar!“ sagte Hermann, jetzt ganz unvermittelt von der Skepsis zu dem Ausdruck einer fast übertriebenen Besorgtheit übergehend.

Der Arzt wandte sich jetzt dem Ausgang zu, und das war für Alle das Signal, wieder nach den nördlichen Gemächern hinüberzustürmen. Hermann wurde von der allgemeinen Be-

wegung förmlich mitgerissen. Niemand dachte jetzt mehr an das Fräulein v. Merkenfeld.

Auf dem Korridor drängte sich der alte Bloß voran. Er war der Erste, der wieder den Empfangsalon neben der Bibliothek betrat. Wie ein Verzweifelter schlug er mit den Fäusten an die kleine, nach innen zu öffnende Schlafkammerthür. Aber kein Laut antwortete. Man lauschte in athemloser Stille.

„Man hole einen Schloffer!“ sagte dann der Arzt, unruhig an seiner Brille rückend.

„Braucht's nicht!“ brüllte der alte Bloß und warf sich schon mit seiner stämmigen Schulter gegen die Thür, daß das alte Holz krachte. Noch nie hatte der Sechziger so deutlich die Kraft gezeigt, die noch in seinen Knochen steckte.

Noch ein Ruck, ein Stoß, und wieder einer — dann war das Mittelfach eingedrückt. Der Mann konnte hineinlangen und den inneren Riegel an der Tapetenthür zurückschieben. Die Thür flog auf — und die Anwesenden sahen zunächst nur den schwachen Lichtschimmer, der durch die Ritzen der niedergelassenen Fensterjalousie in das mächtig große Schlafkabinett eindrang.

Der Arzt und Frau Bloß traten hinein, während die Anderen in schweigender Regungslosigkeit verharrten.

Einige Sekunden — dann gelte ein markerschütternder Schrei der Verwalterin durch die Luft.

Alles zuckte zusammen, nur Hermann — athmete auf. Der schrille Schrei, den er so lange erwartet hatte, er war ja endlich erschollen. Jetzt hatte er seine ganze Kaltblütigkeit zurückgewonnen. Mit festen Schritten betrat er, den Anderen voran, den Schauplatz einer anscheinend sehr aufregenden Entdeckung.

Frau Bloß wich schauernd von dem Bette zurück, jetzt auch der Arzt.

„Tobt!“ sagte er und schob die Andrängenden zurück. „Halt da! Niemand rühre sie an! Herr Bloß, Sie stehen mir dafür, daß hier Alles so bleibt, wie es ist — bis die Kommission kommt, den Thatbestand aufzunehmen!“

Jetzt hatte man sich soweit an das tiefe Halbdunkel des Gemaches gewöhnt, um den Sachverhalt zu übersehen.

Gräfin Abdegunde lag nur mit dem Oberkörper auf dem Bette, die Beine mit halbgebogenen Knien, von dem langen, weißen Nachtgewand umschlottert, berührten den Boden. Im dunklen Hintergrunde des mächtigen alten Himmelbettes sah man die nackten mageren Ellenbogen der Leiche ein wenig aufragen, die faltigen Ärmel waren zurückgefallen; es sah so aus, als hielte sich die Todte den Hals. Bei näherem Zusehen gewahrte man eine straffgespannte Schnur, die von dem Halse ausging, zur Höhe eines der beiden Brotatvorhänge hinanlaufend, mit denen die Front des Betthimmels drapirt war. Dieser eine Vorhang war auch soweit als möglich zur Seite gezogen, als hätte das eben die Last des Körpers an der Zugschnur bewirkt.

Die Frau war erbroffelt — das war sofort zu erkennen . . .

Als unten im Hofe der Wagen mit dem Arzte wegfuhr, der die pflichtgemäße Anzeige zu erstatten eilte, umstand man da oben noch immer mit scheuem Schweigen das riesige Himmelbett.

„Gehen wir!“ mahnte endlich der Verwalter mit halb ersticker Stimme. „Ihr habt gehört, was der Doktor gesagt hat.“

Man zog sich zurück, und der alte Bloß drückte die eingebrochene Thüre zu, einen Sessel in die Thürnische schiebend, auf dem er sich niederließ, um auf das Gewissenhafteste das ihm übertragene Hüteramt zu erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Theodor Fontane's Balladen- Dichtungen.

Und seine Werke folgen ihm nach! Dies Wort vom „Gerechten“ findet auf einen Dichter, der die Herzen der Nachwelt so erwärmen, begeistern und rühren wird, wie er dies mit den Herzen seiner Zeitgenossen gethan, vollauf Anwendung. Zu dem Bleibendsten, was Theodor Fontanes starke Dichterkraft geschaffen, gehören seine Gedichte. Aus ihnen spricht die Tiefe des Gemüths, die Gestaltungsmacht einer Phantasie, die in Heimath und Fremde farbenreich waltete, die Lebensweisheit eines in Ruhe gereiften Menschenalters.

Was Fontane von dem hohen Flug seiner Seele in die engen Grenzen eines nicht umfangreichen Gedicht-Buches (Verlag von Wilhelm Herz in Berlin) gebannt hat, kann in drei Theile gesondert werden: in lyrische Stimmung und Spruchweisheit, in nordische und englisch-schottische Bilder und Balladen und in jene märkisch-preussische Poesie, in der er als Meister einzig dasteht. Es ist schwer, aus der Fülle der Fontane'schen Gedichte einzelne Proben zu geben. Beim Durchblättern des Buches bedauert man, daß man nicht den ganzen Band abdrucken kann, so markig, so frisch, so gemüthreich und humorvoll zeigt sich die lebenswürdige Dichterphysiognomie.

Vor Allem sind es die Balladen, in denen Fontane groß war. Aus dem reichen Kranze derselben heben wir die köstliche Blüthe des Monmouthliedes hervor, eine bezaubernde wilde Rose der historischen Empfindungspoesie. Das Gedicht läßt den Herzog James Monmouth, den natürlichen Sohn Karls II. von England, der als Rebell gegen seinen königlichen Oheim Jakob II. das Schaffot auf dem Towerhügel besteigen mußte, die wunderbar schönen Worte sprechen:

Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von Alters,
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis mochte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Kerze klang und ein Jägerhorn —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Rippen sprachen: Ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es bligt wie Beil von weiten,
Den Weg, den Alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone gelüßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Fuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuart-Leben.

Von dramatischer Kraft ist die großartige Ballade beseelt, zu der Fontane durch den Einsturz der Brücke über den Tay angeregt wurde. Am 28. Dezember 1879 stürzte die drei Kilometer lange Riesen-Eisenbahnbrücke über den schottischen Fluß Tay mit dem über sie hinwegausenden Zuge in die Fluthen. Mehlthlich wie die Hergen im „Macbeth“ läßt Fontane die Dämonen, die das Gebilde der Menschenhand hassen, das Entsetzliche vorbereiten:

„Wann treffen wir drei wieder zusammen?
„Um die siebente Stund“, am Brückendam.“
„Am Mittelfeiler.“

„Ich lösche die Flamm.“
„Ich mit.“

„Ich komme von Norden her.“
„Und ich von Süden.“ „Und ich vom Meer.“

„Set, das giebt einen Ringelstein,
Und die Brücke muß in den Grund hinein!“

„Und der Zug, der in die Brücke tritt
Um die siebente Stund?“

„Muß mit.“ „Et, der muß mit.“

„Laud, Laud,
Ist das Gebilde von Menschenhand!“

Auf der Nordseite, das Brückenhaus —
Alle Fenster sehen nach Süden aus,
Und die Brücknerseut, ohne Raft und Rud
Und in Bangen sehen nach Süden zu,
Sehen und warten, ob nicht ein Licht
Uebers Wasser hin „Ich komme“ spricht.
„Ich komme, trotz Nacht und Sturmestzug,
Ich, der Ebinburger Jug.“
Und der Brüdner jekt: „Ich seh' einen Schein
Am andern Ufer. Das muß er sein.
Nun, Mutter, weg mit dem bangen Traum,
Unser Johnie kommt und will seinen Baum,
Und was noch am Baume von Dickern ist,
Zünd' Alles an wie zum heiligen Christ,
Der will heuer z w e i m a l mit uns sein,
Und in elf Minuten ist er herein.“

Und es war der Jug. Am Süderturm
Reucht er vorbei jekt gegen den Sturm,
Und Johnie spricht: „Die Brücke noch!
Aber was thut es, wir zwingen es doch.
Ein fester Kessel, ein doppelter Dampf,
Die bleiben Sieger in solchem Kampf,
Und wie's auch raft und ringt und rennt,
Wir kriegen es unter: das Element.“

Und unser Stolz ist uns're Brüd';
Ich lache, den' ich an früher zurück;
In all' den Jammer und all' die Noth
Mit dem elend alten Schifferboot;
Wie manche liebe Christfeintraut
Sah' ich im Fährhaus zugebracht
Und sah uns're Fenster lichten Schein
Und zählte und konnte nicht drüber sein.“

Auf der Nordseite, das Brückenhaus —
Alle Fenster sehen nach Süden aus,
Und die Brücknerseut' ohne Raft und Rud
Und in Bangen sehen nach Süden zu;
Denn wüthender wurde der Winde Spiel,
Und jekt, als ob Feuer vom Himmel fiel,
Erglüht es in niederschließender Pracht
Uebers Wasser unten . . . Und wieder ist Nacht.

„Wann treffen wir drei wieder zusammen?
„Um Ritternacht, am Bergesflamm.“
„Auf dem hohen Moor, am Erlensflamm.“

„Ich komme.“ „Ich mit.“

„Und ich die Namen.“ „Ich nenn' Euch die Zahl.“

„Sei! „Und ich die Qual.“

Wie Splitter brach das Gebälk entzwei.“

Ist das Gebilde von Menschenhand.“

Am vertrautesten ist uns Fontane, wenn er seine dichterischen Stoffe aus der Natur und Geschichte der märkischen Heimath nimmt. Es ist, als ob er, wie Antäus, wenn er die Mutter Erde berührt, die höchsten Kräfte gewinnt, sobald er sich als brandenburgischen Dichter fühlt. Die Edelleute, die auf diesem Gebiete erwachsen, hat Niemand — außer Wilibald Alexis — so verstanden wie Fontane. Keiner aber hat dem viererhundertjährigen märkischen Junker so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie Fontane in seinen Wanderungen durch die Mark, in seinen altpreussischen Balladen und in dem reizend gemüthvollen Versbilde, das wir hier wiedergeben:

Herr von Ribbed auf Ribbed im Havelland,
Ein Birnbaum in seinem Garten stand,
Und kam die goldene Herbsteszeit
Und die Birnen leuchteten weit und breit,
Da stopte, wenn's Mittag vom Thurme scholl,
Der von Ribbed sich beide Taschen voll,
Und kam in Pantinen ein Junge daher,
So rief er: „Junge, wißt' ne Beer?“
Und kam ein Mädel, so rief er: „Lütt Dirn,
Kumm man röwer, id hebb' ne Birn.“

So ging es viele Jahre, bis lobesam
Der von Ribbed auf Ribbed zu sterben kam.
Er fühlte sein Ende. 's war Herbsteszeit,
Wieder lachten die Birnen weit und breit,
Da sagte von Ribbed: „Ich scheid nun ab,
Legt mir eine Birne mit ins Grab.“
Und drei Tage darauf, aus dem Doppeldachhaus,
Trugen von Ribbed sie hinaus.
Alle Bauern und Büdner mit Feiergeficht

Sangen: „Jesus meine Zuversicht“,
Und die Kinder klagten, das Herz schwer:
„He is dod nu. Wer givt uns nu 'ne Beer?“

So klagten die Kinder. Das war nicht recht,
Ach, sie kannten den alten Ribbeck schlecht,
Der neue freilich, der knaupert und spart,
Hält Bart und Birnbaum streng verwahrt,
Aber der alte, vorahnend schon
Und voll Mißtrauen gegen den eigenen Sohn,
Der wußte genau, was damals er that,
Als um eine Birn' ins Grab er bot,
Und im dritten Jahr aus dem stillen Haus
Ein Birnbaumspößling sproß heraus.

Und die Jahre geben wohl auf und ab,
Längst wölbt sich ein Birnbaum über dem Grab,
Und in der goldenen Herbstzeit
Leuchtet's wieder weit und breit
Und kommt ein Jung' über 'n Kirchhof her,
So flüster't im Baume: „Wißt 'ne Beer?“
Und kommt ein Mädel, so flüster't's: „Lüß Dirn,
Kumm nian röwer, ist gew Di 'ne Birn.“

So spendet Seger noch immer die Hand
Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Allerlei.

Ein literarhistorischer Gedenktag. Der geistige 26. Septbr. war ein Gedenktag, welcher so recht die Vergänglichkeit des literarischen auf „Einladungsrum“ beruhenden Erfolges kennzeichnet. Vor 25 Jahren schlossen an diesem Tage Roderich Benedix und Louise Mühlbach die Augen zur ewigen Ruhe. Nur ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seitdem der beliebte Lustspielautor und die gefeierte Romanhistorikerin aus unserer Mitte geschieden sind, und doch sind die einstmaligen Tagesgrößen schon längst in die literarische Numpelammer geworfen worden. Nur selten noch werden Romane von Louise Mühlbach gelesen und noch seltener Lustspiele von Roderich Benedix, der einst den Spielplan der Deutschen Bühnen beherrschte, aufgeführt. Fast nur noch auf Liebhaberübungen fristet der ehemalige Lustspielkönig sein schelmhaftes Dasein. Wie Benedix vom Theater, so ist die Mühlbach aus den Leihbibliotheken — in Deutschland der beste Maßstab für die Popularität — verschwunden, und doch wurden ihre Romane vor 30 und mehr Jahren ebenso verschlungen wie in den 70er Jahren die spießbürgerlich-sentimentalen Erzeugnisse einer Marlitt. Die heutige Generation aber kennt kaum noch den Namen, geschweige denn Leben und Werke dieser im literarischen Sinne verschollenen Größen.

Eine Reise nach Tomsk in Sibirien scheint sich bei der Einrichtung der durchgehenden Züge von St. Petersburg aus überaus angenehm zu gestalten. Der Zug, welcher St. Petersburg am 31. Juli ds. Js. verließ, bot den Reisenden mehr Bequemlichkeiten als die besten amerikanischen Züge. Er bestand aus einem Schlafwagen erster und zwei solchen zweiter Klasse, einem Restaurationswagen und einem Wagen, in dem die Küche und die elektrischen Maschinen untergebracht sind. Außer dem gewöhnlichen Lugs der Salonwagen befand sich im Salon der ersten Klasse ein Piano, eine zu freier Benutzung aufgestellte Bibliothek mit einer guten Auswahl von Büchern über Sibirien, und außerdem wurden alle Zeitungen aus den Städten geliefert, durch die der Zug kam. Am Ende des Zuges befand sich ein prächtiger Aussichtsalon mit meteorologischen Instrumenten und im Waschraum der zweiten Klasse ein Dunkelraum zur Benutzung für Photographen. Alle Möbel sind mit einer besonderen Masse überzogen, so daß sie mit einer desinfectierenden Flüssigkeit abgewaschen werden können, ohne Schaden zu leiden.

Athleten-Sport in Japan. Japan ist das Land der Minioturen. Alles ist hier klein und zart; die Menschen haben nicht einmal die durchschnittliche Mittelgröße. Um so mehr muß ihre Vorliebe für den Ringkampf überraschen. Zwei Mal im Jahre, im Mai und November, so erzählt ein Japaner in der in Tokio erscheinenden englischen Wochenchrift *Far East*, finden in dem Jaioin-Tempel in Tokio die großen Ringkämpfe statt. Sind sie beendet, so ziehen die Ringkämpfer truppweise in den Brovingen umher. Bei den Ringkämpfen, die sie da veranstalten, kann ein Athlet ruhig einmal überwunden werden, ohne daß es seinem Aufseher schade. Seine Kraft spart er für die Hauptkämpfe in Tokio auf, denn diese sind ausschlaggebend für seinen Rang. In ten Tagen der Ringkampfe befindet sich die Bevölkerung Tokios in fieberhafter Aufregung. Schaarenweise ziehen sie nach dem Jaioin-Tempel. Fahnen in schreienden Farben mit den Namen der Kämpfer wehen ihnen hier entgegen. Die Arena befindet sich unter freiem Himmel in der Mitte eines weiten Platzes; sie ist ringsum umgeben von stufenweis erhöhten Zuschauerbänken, die mit Rissen bedeckt sind, deren Härte schon sprichwörtlich geworden ist. Trotzdem halten die Zuschauer alle bis

zu Ende aus. Die Arena hat einen Durchmesser von etwa 14 bis 15 Fuß, am Rande liegen Strohsäcke, der Boden ist mit feinem Sande bedeckt. An den vier Seiten sind vier Pfeiler errichtet, die mit weißen und orangefarbenen Schamls decorirt sind. Der Betord ruft die Namen der Kämpfer auf; diese treten auf die Bühne, der eine von Osten, der andere von Westen, und der Kampf beginnt. Das Publikum folgt mit größter Spannung und ermutigt mit Zurufen und Gesten die bevorzugten Kämpfer. Oft kommt es vor, daß ein Zuschauer in seiner Erregung sich unwillkürlich mit seinem Nachbar auch zu boxen anfängt. Der Sieger wird mit frenetischem Jubel begrüßt. Tabaksbeutel, Kleidungsstücke fliegen auf die Arena, der eine reißt dem andern auch wohl den Hut vom Kopfe oder den Fächer aus der Hand und wirft ihn dem Sieger zu, der alles dies zum Schluß gegen Geld wieder austauscht. Im Geheimen wird viel gewettet, obwohl dies vom Gesetz verboten ist. Die Ringkämpfe beginnen zwar schon am frühen Morgen, aber die sensationellen Kämpfe zwischen dem Champion und seinem Rivalen finden erst Nachmittags statt. Beide treten in die Arena, nehmen aus zwei Holzeimern einen Schluck Wasser, spülen den Mund und knien dann hin, eine Armlänge von einander entfernt, mit gefalteten Händen den Boden berührend, jeden Augenblick zum Angriff bereit. Der Schiedsrichter steht zwischen ihnen. Pflöchlich erhebt er seinen Fächer und die Kämpfer stürzen auf einander los.

Ein Indianeraufstand, bei welchem das Rassegefühl eine Rolle spielte, ist im Juli 1898 in San Juan Texco, Departement Huehuetenango, Guatemala, ausgebrochen. Die Wuth der Indianer richtete sich gegen die Ladinos, worunter man die zur Herrschaft gelangte Mischlinge in Guatemala versteht, in deren Adern das Blut der Indianer, Weißen und Neger gemischt rollt und gegen welche der reinblütige Indianer immer noch einen Abscheu zeigt. Eine große Anzahl Ladinos, Männer, Kinder und Weiber, ist ermordet worden, doch hat sich der Aufstand, über dessen Motiv noch nichts bekannt wurde, in engen Grenzen gehalten. Dr. K. Sapper in Coban, Guatemala, berichtet dem „Globe“ über diesen Indianeraufstand folgendes: „Das Dorf San Juan Texco liegt etwa in 2170 Metern Höhe in den Altos Cuchumatanes und war bei der Volkszählung von 1893 von 582 Indianern bewohnt. Mischlinge (Ladinos) wohnten damals keine in dem Dorfe, während ich bei meinem Besuche des Dorfes im Jahre 1889 einige wenige Ladinos dort angetroffen hatte (Schullehrer und Gemeindefreiber). Die Anführer des Aufstandes sollen übrigens Indianer von Nebaj und Chajul, also Quiles, gewesen sein. Die ganze Indianerbevölkerung der Altos Cuchumatanes ist ziemlich unvivilisirt, sehr mißtrauisch, roh und zu Gewaltthatigkeiten geneigt, so daß der Reisende mit besonderer Voracht diese Gebiete zu besuchen pflegt. Als charakteristisch für den indianischen Charakter hat sich auch hier wieder (wie bei den Maya-Aufständen in Yucatan) die große Grausamkeit gezeigt, welche sich nicht genügen ließ, die Ladinos einschließlich der Weiber und Kinder zu ermorden, sondern auch zur Berückelung der Leichname führte.“

Sie transit gloria . . . Das Grab des Generals Bologner auf dem Kirchhof in Jelles (Brüssel) befindet sich in einem recht vernachlässigten Zustande. Kürzlich hat sich nun in Paris ein Verein unter dem Vorsitz des Dr. Paulin Méry gebildet, um dem Grabe des „brave général“ die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. § 1 der Statuten besagt, daß jeder politische Gedanke bei dieser Vereinigung ausgeschlossen sei. Dr. Méry hat überdies einem Redakteur des „Figaro“ noch die ausdrückliche Versicherung gegeben, daß es sich lediglich um einen Akt der Pietät handle. Der Verein, für den unter den ehemaligen Anhängern Boulangers eifrig geworden wird, hat es aber trotz aller wohlgemeinten Aufforderungen bisher nur auf etwa 100 Mitglieder gebracht. Der General ist eben todt und die unglücklichen Streber, die in seinem Gefolge einst Geld und sonstige Vortheile zu erlangen verstanden, haben jetzt nichts mehr zu hoffen. Wozu soll man da noch Opfer für sein Grab bringen? . . .

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— „Herrgott von Bentheim!“ Ueber diese landläufige Redensart plaudert Th. Hade in einem sehr anziehenden illustrirten Artikel „Bentheim und der Herrgott von Bentheim“ in der jüngsten Nummer der bekannten Halbmonatsschrift „Niederwachsen“ (Carl Schünemann, Bremen). In dem südlich von Bentheim gelegenen sogenannten „Kreuzlamp“ stand vor undenklichen Zeiten, zur Zeit der Einführung des Christenthums unter den wilden Sachsen, ein steinernes Kreuz, mit einem Heiland, welches damals muthmaßlich an Stelle eines Heidentempels errichtet wurde. Da nun festgestellt ist, daß der von Zwolle über Bentheim nach Minden führende Heerweg an diesen sogenannten Kreuzlamp vorübergeführt hat, so ist es leicht denkbar, daß die fremden Pilger und die auf jenem Wege ziehenden Heeresmannschaften und Handelskarawanen den Ruf dieses „neuen schönen Gottes“ in die Ferne getragen haben. Man erfuhre so von einem Herrgott von Bentheim; wie man heutzutage von einer berühmten, Wunder verrichtenden „Mutter Gottes“ Kenntniß nimmt.